



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarhistorische Rundschau. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Dem zukünftigen Verfasser einer Doktor-dissertation über Paul Lindau aber, die unzweifelhaft über kurz oder lang an irgendeiner deutschen Universität geschrieben werden wird, werden diese aktenmäßigen Mitteilungen sicher ebenso willkommen sein wie dem zukünftigen Herausgeber seiner „Sämtlichen Werke“ die hier mitgeteilte Stilübung aus dem März 1870.

Im übrigen: Aufrichtigsten Glückwunsch!

* *



Literarhistorische Rundschau

Von Heinrich Spiero

2



on den vortrefflichen neuen Ausgaben älterer Werke, die der Insel-Verlag veranstaltet, ist wieder einiges hervorzuheben. Zu den schmucken Zweimarkbänden, von denen ich einige erwähnte, sind jetzt die „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm in einer feinen Auswahl von Paul Merker hinzugetreten, und ihnen gesellt sich eine von Friedrich Ranke besorgte Auswahl aus „Des Knaben Wunderhorn“. Ein besonders Schmuckstück ist dann die Ausgabe von Grimmselshausens Abenteuerlichem Simplicissimus in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald und vor allem geschmückt mit verkleinerten Wiedergaben der vier meisterhaften Radierungen Max Klingers. Ich glaube zwar nicht mehr, daß heute jemand noch den Simplicissimus im ganzen genießen kann. Aber die schöne Handausgabe verleitet immer wieder zum Blättern und Raschen in diesem urtümlichen, vielfach rohen, vielfach aber auch großen Werk.

Von den Gesamtausgaben neuerer Dichter, die in den letzten Monaten hervorgetreten sind, habe ich die Jakob Julius Davids und Wilhelm von Polenzens hier eingehend gewürdigt, die Auswahl aus den Werken Adolf Sterns ebenfalls mehrfach empfohlen. Nicht zum Glück für den früh verstorbenen Dichter ist nun auch eine Ausgabe der ausgewählten Werke Otto Erich Hartlebens (bei S. Fischer in Berlin) erschienen. Otto Erich Hartleben hat uns allen hier und da viel Vergnügen gemacht, und die leichten Bändchen, die in seinen besten Jahren herausflatterten, waren amüsant, zuweilen anregend, von seinen Versen waren die besten in die neuern Anthologien übergegangen. Nun bringt die dreibändige, vortrefflich ausgestattete Ausgabe die Verse ganz. Sie sind immerhin eine interessante, nur merkwürdig kühle Sammlung, in der Form überall vollendet, vielfach geradezu Platen angenähert, aber ohne einen starken, persönlichen Ton. Die Prosa aber und die kleinern Dramen enttäuschen. Bierzeitungshumor und ganz fein erzählte, aber herzlich unbedeutende Studentengeschichten so als Ernte eines Dichterlebens gesammelt zu sehn, wirkt nicht recht

erfreulich. Die sozialen Dramen, wie „Hanna Sagert“, sind, wie wir jetzt erkennen, in vielem ganz konventionell, die satirischen nicht über das Amüsante hinaus gesteigert. Und Überraschung bietet nur der „Rosenmontag“. Er zeigt, daß Hartleben das Zeug zu einem tüchtigen Theatraliker hatte, daß er auf diesen Wegen nichts Bedeutendes, aber doch auch nichts Durchschnittsmäßiges, kräftige Bühnenstücke hätte schaffen können, die freilich von den Stürmerwegen, die er einst mit seinen Altersgenossen ging, weit abliegen. Hat man so im ganzen mit der Ausgabe Hartleben keinen guten Dienst erwiesen, so hat es sich außerdem noch der Herausgeber, Franz Ferdinand Heimüller, recht bequem gemacht und sich nach einem warmen und reizvollen Kindheitstagebuch, das Hartlebens Mutter über den Sohn führte, mit einem Hinweis auf Cäsar Fleischlens bis 1896 (Hartleben starb 1905) gehende Darstellung begnügt. Denen, die den sicherlich reizvollen Menschen Hartleben kannten, werden diese Werke vielleicht etwas wie eine wehmütige Erinnerung sein, der Allgemeinheit haben sie kaum etwas zu sagen.

Von Theodor Fontanes Gesammelten Werken ist eine neue Abteilung von zehn Bänden (bei F. Fontane & Co. in Berlin) erschienen. Die erste brachte die Romane und Novellen; diese enthält die Gedichte, die vier selbstbiographischen Werke, zwei Reisebücher, das Buch über Scherenberg, die Theaterkritiken, die Briefe an die Familie und den Nachlaß — ein Band Briefe an Fontanes Freunde soll noch folgen. Fontane braucht ja nicht mehr durchgesetzt zu werden. Ich möchte im Gegenteil beinahe meinen, daß seine Romane die Höhe ihrer Wirksamkeit schon etwas überschritten haben. Um so wertvoller ist es, daß die übrigen Werke außer den nie genug zu preisenden fünf Bänden der Wanderungen nun ebenfalls bequem vereinigt dargeboten werden. Fontanes poetisches Hauptwerk bleiben schließlich doch die Gedichte, Balladen wie „Die Brücke am Tay“ und der „Archibald Douglas“, die „Preussischen Helden“, all die feinen, kleinen, wunderbar abgetönten Resignationsgedichte des alten Fontane. In den läßlich geschriebenen selbstbiographischen Werken „Meine Kinderjahre“, „Von Zwanzig bis Dreißig“, „Kriegsgefangen“ und „Aus den Tagen der Okkupation“ wie in den beiden Reisebüchern „Aus England und Schottland“ und „Von vor und nach der Reise“ steckt eine Fülle unbefangener, deutscher Anschauung, natürlicher, humorvoller Darstellung von Personen und Sachen, alles mit feiner, künstlerischer Absicht gebracht und dennoch ganz unaufdringlich leicht dargestellt. Am meisten erfreuen wird viele, daß endlich das längst vergriffne Werk „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860“ wieder da ist; es ist für die neuere Literaturgeschichte schon durch die eingehende Darstellung des Tunnels über der Spree vollkommen unentbehrlich. Und auch die sogenannten „Eauserien über Theater“ wird man trotz den Anfechtungen, die sie erfahren haben, mit Vergnügen wieder begrüßen. Denn so wenig Fontane einen festen Standpunkt zur Bühne gewinnen konnte, so wertvoll ist es doch, ihn hier etwas ganz andres als bloße Plauderei, nämlich nur zu oft Bekenntnisse eines Dichters

gegenüber den Eindrücken des Dramas und des Theaters geben zu sein. Er war vielleicht selten so ganz moderner Impressionist wie in diesen Kritiken, die ihn bei dem schlechten Repertoire des Königlichen Schauspielhauses in Berlin leider nur zu häufig nötigten, seinen Geist am untauglichen Steine zu wegen. Es stehn ein paar Sachen darin, die auch der beste Kritiker nicht finden wird, wenn er nicht zugleich ein echter, ursprünglicher Dichter ist.

Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesem Buch bildet der stattliche Band „Zwölf Jahre deutscher Schauspielkritik“ von Adolf Stern, herausgegeben von Christian Gachde (Dresden und Leipzig, C. A. Koch). Was Fontane als Kritiker abgeht, hat Adolf Stern durch seine außerordentliche kritische Einsicht, die sich nun noch dazu an dem vortrefflichen Repertoire der Dresdner Bühnen, insbesondere des Königlichen Schauspielhauses unter Leitung des Grafen Seebach betätigen darf. Ich will nicht sagen, daß diese Kritiken immer ganz erfreulich sind; vom Tage zum Tage geschrieben, entbehren sie öfters der gesammelten Ruhe, die Sterns große literarhistorische Essays ausatmen, und zum Beispiel Ibsen gegenüber wird gelegentlich ein Ton angeschlagen, oder er klingt doch durch, der etwas beklemmend Kleinliches hat, wenn er auch vielleicht mehr den übertreibenden und übertriebenen Bewunderern des großen Norwegers als diesem selbst gegolten hat. Aber es steckt doch eine Fülle von feinen kritischen und künstlerischen Beobachtungen in dem Buch; Ratschläge, wie sie hier der Lebensgenosse Hebbels und Ludwigs manchem jungen Autor gibt, hätten nur befolgt zu werden brauchen, daß die Betreffenden vor modischer Erfolgsucht bewahrt geblieben wären. Mit ehrlicher Teilnahme und doch ohne falsche Fanfarentöne werden kräftige Talente, wie Otto Erler, begrüßt, ganz vorzüglich wird etwa bei Gelegenheit von Wolfgang Kirchbachs „Gordon Pascha“ auseinandergesetzt, warum sich dieser Stoff dem deutschen Dichter schließlich versagen mußte, schlagend gegenüber Hartlebens „Rosenmontag“ bei aller Anerkennung der großen Vorzüge des Stückes auseinandergesetzt, wie hier der Verfasser einer tendenziösen Selbsttäuschung über die allgemeine Bedeutung der Vorgänge und des Konflikts verfallen ist. Das Buch wird noch lange, auch als ein reines Lernbuch für den Theaterkritiker, bestehen bleiben dürfen.

Aus dem Nachlaß eines andern ältern Dichters wird uns eine sehr willkommene Gabe geboten: „Emanuel Geibels Jugendbriefe“ (Berlin, Karl Curtius). Die Briefe erstrecken sich über die Zeit von 1835 bis 1840 und geben Bilder aus Geibels Studienzeit in Berlin und Bonn und aus den Monaten, die er zuerst als Hauslehrer des Fürsten Katakazis, in Griechenland verbracht hat. Geibel hat als Dichter ja eine völlige Revision der Anschauung erleben müssen, die einst über ihn im Schwange war. Er ist sicherlich bei seinem Auftreten und noch Jahrzehnte nachher überschätzt worden, und wie sich so etwas denn immer an dem schuldlos betroffenen rächt, verfiel er allgemeiner Unterschätzung, als erst die wirklich großen Dyrker seiner Zeit, Mörike und Storm, ihrer ganzen Bedeutung nach erkannt wurden. Heute geben wir, gerecht und ruhig geworden,

wieder zu, daß Geibel sein kleines, aber echtes Talent durch unablässige Selbstzucht bis zu einer sehr achtbaren Höhe geführt hat, wir erkennen in ihm nicht die absolute Größe der andern, aber doch Größe, Stil, wenn auch bei einer Auslese seiner Gedichte vieles ausfällt, was trotz der glatten Form eben nur Form geblieben ist. Mit großem Vergnügen folgt man nun erst recht dem jungen Studenten, der bald seine Berufung zum Poeten erkennt. Ein harmloser Humor erfüllt besonders die ersten Briefe, die Schilderung der rheinischen Zustände, wie etwa der erste Eindruck einer durchaus modernen Stadt, Elberfeld, von dem andres gewohnten Reichstädter so wiedergegeben wird: „Wenn man in den langen, gleichmäßigen Straßen hinläuft, so kommt einem vor, als wäre der ganze Kram von Postpapier und man könnte ihn umblasen.“ In den Berliner Briefen des jungen Studios, der bei Willibald Alexis eingemietet ist, interessiert dann vor allem die Darstellung des literarischen Treibens, in das auch er hineingerät. Bettina wird ihm eine freundliche Gönnerin; mit voller realistischer Echtheit schildert er einen Abend bei ihr: „Und nun setzten wir uns um den großen, weißen Ofen in drei ungeheure Lehnstühle. So gabs denn ein außerordentlich trauliches Geschwätz. Nachher ging die Mathieur ins Nebenzimmer und setzte sich dort an den Flügel; Bettina aber kauerte sich wie ein Kind auf ihrem Stuhl zusammen und erzählte fort und fort mit ihrer leisen, eigentümlichen Stimme. Mir wars, als rausche ein Bach neben mir hin, es schwammen bunte und wunderbare Bilder auf seinen Wellen; blaue und rote Blumen nickten märchenhaft hinein, und höher wölbten sich geheimnisvoll flüsternd die Bäume, und durch die Wipfel blickte ein Stück Himmelblau voll funkelnder Sterne. Aber mitunter gaukelte auch ein barock gestalteter Schmetterling dazwischen, oder ein langbeiniger Frosch plumpete mit komischer Gravität ins Wasser. Das waren Geschichten, wie sie den Fürsten Bückler in die falschen Baden gestoßen oder den Herrn Gutzkow ausgeholten hatte.“ Wer erkennt nicht in dem Porträt die Verfasserin von „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“? Auch der alte Chamisso geht durch diese brieflichen Mitteilungen, und in der literarischen Gesellschaft lernt Geibel Gruppe, Kopisch, Schöll, Raupach, Eichendorff, Gaudy, Holtei, Schadow und manchen andern kennen, jeden charakterisiert er lebhaft nach seiner Erscheinung. Das schönste sind freilich die Briefe aus Griechenland. Ich mußte oft an die Schilderung denken, die Gerhart Hauptmann in seinem von mir hier angezeigten „Griechischen Frühling“ gibt, und die Ewigkeit der Eindrücke von Hellas bewahrheitet sich gerade wieder darin, daß diese beiden grundverschiednen Dichter, Kinder ganz verschiedner Zeiten, fast den gleichen Rausch verspüren. Fern von allem wissenschaftlich Archäologischen empfindet Geibel hier den Eindruck unvergleichlicher, ganz gegenwärtiger Erlebnisse. Er, der nicht immer von einem jugendlichen Gymnastastenhochmut frei ist und gegenüber einem jungen Kaufmann wie gar gegenüber einem reizenden jungen Mädchen erwähnt, daß, was sie an Bildung entbehren, für die Unterhaltung auf andre Weise ersetzt werde, er empfindet mit vollster Bestimmtheit einer dichterischen

Seele: „Hier erst wird es möglich, das innerste Wesen der alten Götterlehre und Heldensage zu fassen, denn jene Mythen sind nicht das zufällige Produkt einzelner begabter Köpfe, sondern sie sind unmittelbar aus dem Boden gewachsen und durchaus von dessen Natur bedingt. Die Dichter und Hieratiker haben ihre Gestalten nicht rein erfunden, sondern das, was aus der sie umgebenden Welt sie großartig ansprach und was zugleich schon im Herzen des Volks ahnungsvoll klang, ohne jedoch den rechten Ausdruck gefunden zu haben, das faßten sie in lebendiger Form zusammen, das führten sie aus in ihren blühenden Liedern und drückten ihm weihend den Stempel der Göttlichkeit auf. Aus der Natur des Landes also, aus der die ganze Götterwelt sich hervorbildete, muß sie auch erklärt werden, und ein freier Blick in sie kann unter Umständen ein jahrelanges Studium aufwiegen.“ Ich empfehle den hoffentlich recht zahlreichen Lesern der Briefe, das schöne Werk hinzuzuziehen, das in seinem zweiten Kapitel Weibels Landsmann und griechischen Lebensgenossen Ernst Curtius an denselben Stätten zeigt: „Ernst Curtius, ein Lebensbild in Briefen. Herausgegeben von Friedrich Curtius“ (Berlin, Julius Springer, 1903).

Endlich sei noch auf die Gesamtausgabe der Werke Ferdinand von Saars verwiesen, die vor kurzem (bei Max Hesse in Leipzig) erschienen ist. Da Ferdinand von Saar diesseits der österreichischen Grenze, man darf wohl sagen, so gut wie unbekannt ist, so würde es nicht recht sein, diese Erscheinung von höchstem Wert so kurz abzutun, um so weniger, da die von Jakob Minor besorgte zwölbändige Ausgabe bei ihrem erstaunlich billigen Preise geradezu musterhaft ist und wohl für einen neuern Dichter kein Seitenstück hat. Auch die beigegebene Biographie von der Hand Anton Bettelheims ist ausgezeichnet. So sei denn statt aller Charakteristik, die einen viel breitem Raum beanspruchen dürfte und müßte, hier nur die Tatsache des Erscheinens dieser Bände gebührend hervorgehoben.



Vom thrakischen Meere

Von Carl Fredrich in Posen

5. Thasos

2



n der Ebene sind die beiden Perioden der Befestigung der Stadt nicht mehr erkennbar, weil sie dort mehrfach den Feinden geöffnet wurde. Zum erstenmal im Jahre 492 auf Befehl des Darius; er mißtraute der Stadt, die seit kurzem dem Perserreiche angehörte, und wollte ihrer als Station für den Zug gegen Griechenland sicher sein. Die stolze Zeit ist damit zu Ende. Voll Staunen erzählte man sich später von dem Mahle, das ein Bürger der Stadt dem ganzen Heere des Xerxes gegeben habe; gegen zwei Millionen Mark habe er dafür aufgewandt. Der